

„Unsere Kunst ist, dass sich die Leute wieder spüren können“

**Im ländlichen Oberschwaben in Baden-Württemberg feiert in diesem Jahr eine soziale Einrichtung ihr 125-jähriges Bestehen: der Dornahof. Hier wohnen und arbeiten Suchtkranke, ehemalige Obdachlose und andere sozial Benachteiligte und erhalten Hilfe im oftmals schwierigen Alltag. Christian Spöcker hat sich zwei Tage lang in diesem kleinen Dorf umgesehen und sowohl mit Betreuern als auch mit den Betreuten selbst gesprochen. Für Letztere ist der Dornahof meist die letzte Chance, um wieder ein geregeltes Leben führen zu können.**

Von Christian Spöcker

„Helfer im Einsatz“, warnt ein Verkehrsschild die Besucher. Neben der Krötenwanderung im Frühjahr scheint dieser Satz hier draußen, etwa eineinhalb Kilometer hinter der Kleinstadt Altshausen, noch eine zweite Bedeutung zu haben. Die weiten Felder, Wiesen und ein angrenzendes Waldstück lassen den Dornahof an diesem sonnigen März Morgen fast wie einen idyllischen, abgelegenen Bauernhof erscheinen. Vereinzelt sind ein paar ältere Männer zu sehen, die spazieren gehen, darunter ein Mann mit olivgrüner Bomberjacke und langen grauen Haaren.

1883 wurde in Stuttgart ein Verein gegründet, um eine Kolonie für arbeitslose „und dadurch der Gefahr des Verkommens ausgesetzte“ Männer zu gründen. Meist handelte es sich hierbei um mittellose Bauernsöhne, die nicht wie der Erstgeborene den elterlichen Hof übernehmen konnten und sich stattdessen als Wanderarbeiter verdingen mussten. Der Zweck der Einrichtung veränderte sich im Laufe der Zeit mehrmals. Um 1939 wurden hier Kriegsgefangene und „Ostarbeiter“ eingesetzt, bis 1950 war sie Sammelstelle für Ausreisewillige nach Übersee, wie in einer Jubiläumsschrift des Dornahof zu lesen ist.

Helmut Ness ist Diplom-Sozialarbeiter, seit 17 Jahren arbeitet er hier als Betreuer. Auf einem Rundgang verschafft er einen Überblick über das Anwesen. In der Umgebung gilt der Dornahof als eine Einrichtung, in der Alkoholiker von ihrer Sucht befreit werden sollen – doch warum stehen dann einige gestapelte Kisten Bier in einem Holzschuppen? „Viele wissen das nicht“, sagt Ness, „aber wir sind in erster Linie nicht eine Einrichtung zur Entwöhnung.“ Stattdessen lasse sich der Dornahof in fünf Bereiche unterteilen: Stationäre Eingliederung, Langzeithilfe und Altenheim, Arbeit und Beschäftigung sowie die Suchthilfe. „Man kann davon ausgehen, dass drei Viertel unserer Bewohner alkoholabhängig sind. Sie werden dazu angehalten, abstinent zu bleiben.“ Aber nur in der Suchthilfe mit ihren 50 Betreuungsplätzen gelte ein striktes Alkoholverbot. Ansonsten könne jeder trinken, soviel ihm gut tue. Wer es aber übertreibe und durch seinen Konsum negativ auffalle, bekomme vorübergehend weniger Geld, als der Dornahof seinen Bewohnern für kleine Einkäufe auszahlt.

In einem etwas abseits gelegenen Haus sind seit September 2006 erstmals wieder Frauen auf dem Dornahof untergebracht, nachdem der erste Versuch Anfang der 1990er Probleme bereitet hatte. 200 Männer und nur drei Frauen – das verursachte damals von Anfang an ein Chaos. „Einmal kam ein ehemals obdachloses Paar zu uns, am Tag darauf hatte der Mann ein blaues Auge“, weiß Ness zu berichten. Wegen ständigem Gerangel und Eifersuchtsszenen sei man dann wieder dazu übergegangen, nur Männer zu beherbergen. „Aber wir wollten es nochmal versuchen und nun leben wieder vier Frauen bei uns. Sie haben ihr eigenes Haus, zu dem Männern der Zutritt strikt verboten ist“, erklärt er.

In einem anderen Haus sind die Männer-Wohngruppen untergebracht. Auf dem Weg durchs Treppenhaus erzählt der Sozialarbeiter von den Problemen, die hinter den Türen der Wohngruppen alltäglich sind: „Früher haben wir versucht, den Leuten hier mit Hilfe von Gruppentherapien zu helfen. Aber sie sind misstrauische und egoistische Einzelgänger. Bei Gruppengesprächen geht

keiner aus sich raus.“ Stattdessen sollen gemeinschaftliche Erlebnisse das Miteinander stärken. Zweimal wöchentlich kocht jeweils ein Bewohner unter Anleitung für die anderen. Ness kann verstehen, dass in den Wohngruppen Spannungen auftreten: „Man darf nicht vergessen, dass viele Bewohner älter sind und vorher allein oder auf der Straße gelebt haben. Nun müssen sie sich in einer Wohngemeinschaft arrangieren, das ist sicher nicht einfach.“

Innen kann von einer spartanischen Obdachlosenbehausung keine Rede sein. Das beheizte Esszimmer wirkt durch lange Holzbalken wie aus einem alten Fachwerkhaus. Es ist kurz nach elf Uhr und der Duft des Essens macht sofort Appetit. An den Wänden hängen Bilder von gemeinsamen Ausflügen. Darauf angesprochen, erklärt Ness: „Früher haben wir regelmäßig Ausflüge gemacht, aber nach einem Tag am Bodensee sind die körperlich einfach platt.“ In der Küche stehen zwei Betreuerinnen, ein Bewohner schält Gemüse. Heute stehen Gemüseeintopf und Hefeschnecken auf dem Speiseplan, zum Nachtisch gibt es Karamellpudding.

Für gewöhnlich nehmen die Bewohner und Beschäftigten des Dornahof aber ihr Essen in der Kantine ein. Es ist ein langgezogenes Gebäude mit großen Fenstern zum Innenhof, durch die das Sonnenlicht an diesem Morgen die zwei Speisesäle erhellt. Früher saßen Betreuer und Betreute getrennt voneinander, heute gilt dies nicht mehr. An der Theke liegen bereits mit Essbesteck bestückte Tablettts. Im großen Speisesaal sitzen vereinzelt ein paar Gäste, an einem Tisch sitzen die Küchenangestellten selbst und gönnen sich eine Pause, bevor sie zur Mittagszeit alle Hände voll zu tun haben werden. Ness grüßt und fragt, was es denn heute Gutes zu essen gebe. Ein älterer Herr kommt auf uns zu und erklärt: „Heute gibt es Kässpätzle.“ Sein Name ist Siegfried\*. Er trägt eine Kochmütze und einen dünnen Schnurrbart. Siegfried stellt nuschelnd und doch sehr betonend die Tageskarte vor und gestikuliert dabei so schwungvoll wie ein Zirkusdirektor. Früher einmal war er Kellner und lange obdachlos. Seit rund zehn Jahren ist er nun auf dem Dornahof und genauso lange trocken. Wir wünschen ihm noch einen schönen Tag, Siegfried dankt es uns mit einem freundlichen „Gracie, gracie!“, ehe er sich wieder zu den anderen an den Tisch setzt.

Wir setzen unseren Rundgang fort und betreten die Werkstätten, in denen etwa 100 Arbeiter, viele davon externe 1Euro-Jobber, ihrer Beschäftigung nachgehen. Im ersten Fertigungsbereich montieren einige Männer Kabelstränge in Lampen oder stellen Kuchenformen her. Einige der Gesichter sind blass, faltig und von einem zerzausten Bart umrahmt. Obwohl kein Maschinenlärm oder Radio die Männer daran hindern würde, hört man kaum ein Gespräch. Angesichts von etwa 20 Arbeitern auf 60 Quadratmetern ist es erstaunlich ruhig. Ein paar Schritte entfernt liegt ein abgetrennter Raum mit einer Größe von etwa 30 Quadratmetern. Hier arbeitet die sogenannte Beschäftigungsgruppe. Etwa sechs schwächere Bewohner des Hofes sollen hier abseits vom Termindruck der übrigen Produktion ein wenig beschäftigt und dadurch in erster Linie mobilisiert werden, anstatt in ihren Unterkünften sich selbst überlassen zu werden.

Am nächsten Vormittag dreht Alexander Schmid seine Runden durch die Produktionshallen. Der 19-jährige Zivildienstleistende ist sehr kommunikativ, was für seine Tätigkeit durchaus wichtig ist, denn er ist Ansprechpartner in einer kleinen Abteilung von etwa zehn Personen. Diese sind damit beschäftigt, Bohrer aus verschiedenen Plastikbehältern zu einem Set zusammenzustellen. Schmid legt selbst Hand an, denn die Zeit drängt: „Die Bohrer müssen bis morgen fertig werden“, lässt er seine Mitarbeiter wissen. Ein älterer Herr, der gerade Bohrer verpackt, schüttelt angesichts der Terminvorgabe der Geschäftsführung den Kopf: „Ja die haben doch einen Vogel!“ Neben ihm und einigen älteren Männern sind hier eine schlanke, junge Frau sowie ein 25-jähriger Mann mit jugendlichen Gesichtszügen beschäftigt – wobei man das von Letzterem heute nicht behaupten kann: Auf einem Stuhl an der Wand sitzend, lässt er sich vom regen Treiben nicht sonderlich beeindrucken, sondern beobachtet es teilnahmslos mit verschränkten Armen.

Aktiver ist hingegen Michael Seifert. Ein paar Meter entfernt von der Bohrerabteilung ist der 40-jährige Grobmotoriker seit Januar täglich acht Stunden Prüfer in der Lampenabteilung. Seine langen

Haare hat er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Obwohl er nach eigenen Angaben zu 100 Prozent schwerbeschädigt ist, hat er sich im Laufe der Zeit durch hartes Training wieder arbeitsfähig gemacht. Während manch anderer bei dieser Arbeit vielleicht über Eintönigkeit klagen würde, ist er froh wieder arbeiten zu dürfen: „Ich bin lange genug zu Hause gesessen.“

Auch in diesem Bereich der Werkstatt ist es sehr ruhig. Man hört nur das Surren der maschinellen Schraubendreher, im Hintergrund vernimmt man das Geräusch einer Fräsmaschine.

Ein paar Meter neben Seifert sitzt Thorsten Lebach an seinem Arbeitsplatz. Im Gegensatz zu vielen anderen ist er nicht 1Euro-Jobber, sondern Festangestellter. Er ist 33 Jahre alt, groß und stark übergewichtig. Ein Vollbart und ein Augenbrauen-Piercing zieren sein rundes Gesicht und ständig wischt er sich den Schweiß von der Stirn. Bevor er vor mehr als einem Jahr hier anfang, war er zwei Jahre lang arbeitslos und nahm in dieser Zeit 20 Kilogramm zu. In einer Kur riet man ihm, sein Leben zu ändern. „Aber als Übergewichtiger findet man keinen Job, der Chef denkt, man sei faul“ sagt der gelernte Universalhärter für Metall. Er ist heute zwar stark erkältet, trotzdem sitzt er an seinem Platz und montiert Kabelstränge in Deckenlampen. Lebach wohnt im etwas weiter entfernten Ebersbach. In Altshausen selbst, sagt er, sei es als „Höfler“ schwierig, eine Wohnung zu finden: „Einige von hier versauen unseren Ruf, weil sie besoffen im Feld liegen oder sich im Ort daneben benehmen.“

Um Viertel nach Neun ist Frühstückspause. Bis auf ein paar russische Damen, die sich paarweise leise miteinander unterhalten, haben alle ihren Arbeitsplatz verlassen. Alexander Schmid, der Zivildienstleistende, hat nun Zeit für ein ausführliches Gespräch. Auf die Frage, was diese Werkstatt von jenen in der freien Wirtschaft unterscheidet, antwortet er: „Man muss hier geduldig sein und den Leuten die Arbeit notfalls zwei- oder dreimal zeigen. Viele haben nach zwei Wochen keine Ahnung mehr, wie es funktioniert.“ Der Zivildienst hat dem 19-Jährigen eine neue Sichtweise auf die Sozialarbeit verschafft. „Am Anfang dachte ich, hier seien nur irgendwelche Alkis, aber man merkt, dass die meisten einfach krasse Biographien haben“ sagt er und erzählt von einem verurteilten Mörder und einem ehemaligen Jetpiloten. Stress und dessen falsche Bewältigung seien die Hauptursachen für die vielen gescheiterten Existenzen. Er selbst kann sich einen sozialen Beruf nicht vorstellen: „Bei uns in Deutschland ist der Dienst am Menschen total unterbewertet und wird schlecht bezahlt, obwohl er einem viel Engagement abverlangt und man eine große Verantwortung trägt.“

Martina Brethauer ist am Dornahof als Arbeitserzieherin angestellt. Als sie die Werkstätten verlässt, begegnet sie jemandem, der früher auf der Straße lebte. „Na, Herr Wagner, waren wir wieder mal in Friedrichshafen?“ fragt sie den großen, grauhaarigen Mann, dessen Arme voller Tätowierungen sind. „Ja, ich war dort auf Besuch.“ Brethauer wird direkt: „Ich habe sie dort aber unter der Brücke gesehen.“ „Ich mach da aber keine Platte!“ versucht der Alte sie davon zu überzeugen, dass er nicht bettle. „Doch, sie saßen da und haben gebettelt!“ erwidert sie.

Können manche Höfler trotz ihrer Unterkunft ihr altes Leben als „Berber“, wie Obdachlose auch genannt werden, einfach nicht hinter sich lassen? „Der eigentliche Grund ist, dass manche einen übermäßigen Alkoholkonsum haben, den sie sich durch das `auf Platte gehen` finanzieren wollen“, erklärt Brethauer. „Im Grunde ist das Sozialbetrug, denn sie werden schließlich schon hier versorgt, verdienen sich aber so noch einiges hinzu.“

Haus 4 sei hier die „Endstation“, sagt die Heilerziehungspflegerin Vera Grübel-Friederici. Einer der Bewohner dieser Unterkunft für Langzeithilfe ist Berthold Rist. Der 61-Jährige ist ein kleiner Mann mit Brille und trägt eine Küchenschürze. Von sechs Uhr morgens bis 14 Uhr arbeitet er in der Küche des Dornahof. Dort schneidet er Salat und sorgt dafür, dass die Behälter für `Essen auf Rädern` warm bleiben. Abends ab 19 Uhr fährt Rist meistens mit dem Fahrrad auf den Altshausener Sportplatz und kümmert sich um die Trikots, Bälle und Pässe der zweiten Fußballmannschaft. „Die ganze Zeit auf dem Zimmer zu hocken geht nicht, hätte ich den Fußball nicht, wäre ich schon längst

versumpft“, erzählt er in breitem Schwäbisch. Sein Leben gehört dem Fußball – Rist selbst spielte bis zum Alter von 48 Jahren aktiv – aber auch immer noch dem Alkohol, wie er offen zugibt. „Das hat schon mit 18, 19 Jahren beim Kegeln und Fußball spielen langsam angefangen.“ Der Alkohol sei ein gesellschaftliches Problem, man begegne ihm überall. Heute hält sich Rist von hartem Alkohol fern, aber er brauche zumindest „sein Bier“, wie er sagt. „Ich stell` mir immer fünf Bier in den Kühlschrank“. Früher war der gelernte Stahlbauschlosser einmal sogar 14 Jahre lang trocken, doch Probleme mit seiner Freundin und seinem Bruder ließen ihn wieder rückfällig werden.

1994 kam Rist wegen seines Alkoholismus zum ersten Mal auf dem Dornahof, verließ diesen aber wegen einer Freundin nach ein paar Jahren wieder. Er arbeitete „draußen“ bei der Müllabfuhr und bei einem Trikohersteller. Mit der Zeit wurde er jedoch krank, konnte seine Miete nicht mehr bezahlen und kehrte schließlich im Jahr 2004 wieder auf den Hof zurück. Hier wollte man ihn erneut in die Abteilung namens „Eingliederung trocken“ stecken. „Aber das wollte ich nicht, denn beim Fußball trinkt man ja schon mal ein Bier.“

So sehr er auch das Vereinsleben abseits des Dornahof genießt: noch einmal außerhalb des Dornahof einen eigenen Haushalt zu führen, kann sich Rist nicht vorstellen. „Ich komme alleine einfach nicht zurecht. Mit Schriftverkehr komme ich z.B. gar nicht klar. Außerdem ist es gut, dass mir hier das Geld eingeteilt wird, dienstags und freitags bekomme ich jeweils 15 Euro.“ Ob er „seinen Kickern“ Tipps für den Umgang mit Alkohol gibt? „Nein“, sagt Rist, „die jungen Leute ermahne ich nicht, ich schaue da eher auf mich.“

Rist macht sich wieder an die Arbeit, denn die Mittagszeit naht. Seine Erzählungen scheinen beispielhaft für das Schicksal der anderen Bewohner von Haus 4 zu sein. „Von den 90 Bewohnern könnten 98 Prozent draußen nicht überleben. Jahrelanger Konsum hat bei vielen deutliche Spuren hinterlassen“, erklärt Vera Grübel-Friederici. Neben körperlichen Problemen wie Magenbeschwerden, Nervenschäden und einer Schrumpfung des Kleinhirns seien gravierende Auswirkungen auf die Psyche feststellbar. „Es können Schizophrenie oder Angstzustände auftreten. Der Alkohol ist wie eine Schutzschicht, es geht nichts mehr rein oder raus.“ Dahinter offenbare sich jedoch meist eine lebenswürdige Persönlichkeit, die durch einen Schicksalsschlag „abgerutscht“ sei, sagt Grübel-Friederici. „Unser Motto in Haus 4 lautet `Leben mit Alkohol`“.

Denn an eine Entwöhnungskur sei in den meisten Fällen nicht zu denken: „Ein kalter Entzug ist so gefährlich, als würde man jetzt sofort auf den Mount Everest spazieren wollen“, erklärt sie. Als Entzugserscheinungen könnten Spucken, Schwitzen und epileptische Anfälle auftreten. Ihrer Ansicht nach werden soziale Einrichtungen wie der Dornahof in Zukunft noch stärkeren Zulauf erhalten: „Die klassischen Tippelbrüder (*also Landstreicher, Anm.d.V.*) sterben zwar langsam aus, aber dieses Berber-Schicksal schwappt immer mehr auf andere Bevölkerungsschichten über. Schon jetzt kommen immer mehr Hartz IV-Empfänger zu uns.“

Es ist Mittagszeit und eine Gruppe „Höfler“ ist auf dem Weg zur Kantine und überquert den Parkplatz. Ein beinamputierter Rollstuhlfahrer scheint es kaum erwarten zu können und bricht aus der Gruppe aus. „Nicht so schnell!“, ruft ihm einer seiner Begleiter zu, doch gekonnt rast er auf den Randstein zu, bremst kurz ab und setzt dann seine Fahrt fort.

Lässt man das kleine Anwesen auf der Fahrt ins benachbarte Altshausen hinter sich, fällt einem im Rückspiegel ein großer, grüner Würfel nahe der Einfahrt auf. Gut ausbalanciert steht er auf einer seiner Ecken und trägt den weißen Schriftzug „Dornahof“. Er ist nicht nur Dekoration für das Anwesen, sondern kann auch als Symbol für das Gleichgewicht gesehen werden, das die Betreuten hier langfristig wieder zurückerlangen sollen. Oder um es in den Worten von Vera Grübel-Friederici auszudrücken: „Unsere Kunst ist, dass sich die Leute wieder spüren können.“

(\* alle Namen von Personen, die am Dornahof nicht als Betreuer angestellt sind, wurden verändert)  
Kontakt: [christianspoecker@web.de](mailto:christianspoecker@web.de), [christianspoecker.wordpress.com](http://christianspoecker.wordpress.com)